

stellt, wird hier ein religiöser Eklektizismus sichtbar, der die für die Existenz des Volkes Israel konstitutiven Elemente der Bibel bejaht, vielleicht sogar verfälscht, die Offenbarung aber in ihrer Verbindlichkeit negiert oder offenläßt.

Totalität und Antitotalitarismus

Klarer und, am traditionellen Judentum gemessen, unterschiedener waren die Ausführungen Prof. E. Simons zum Thema: Totalität und Antitotalitarismus als Wesenszüge des überlieferten Judentums. Wohl sehr viel weitgehender als etwa Ehrlich bejahte Simon die jüdische Tradition. Judentum sei nur im Kontext der Tradition denkbar. Es ließe sich nicht aus der Schrift unabhängig von der Tradition konstruieren. Judentum sei ein totaler Anspruch, aber kein totalitärer (die Unterscheidung bestehe darin, daß die Totalität eine Hierarchie der Werte und so eine wirkliche Wahl und Entscheidung zuließe, während der Totalitarismus Werte verabsolutiere und sie so zu Götzen mache — eine im Referat noch nicht beabsichtigte Kritik an Bloch). Simon bejaht die Tradition, nimmt für sich aber das Recht der Selektion in Anspruch

(ein Recht, welches das orthodoxe Judentum nicht kennt). Er geht dabei von der Bedeutung der Gebote aus, die im Judentum eine partielle Askese vom Juden fordern, nämlich in der Nahrung, im Geschlechtsleben, im wirtschaftlichen Leben und auch in der Politik. Auch Simon trat für eine starke Bindung an das Land Israel ein: Der jüdische Messianismus sei untopisch, er sein an einen Ort gebunden, nämlich an das Land Israel. Zugleich aber wies er jede Form von totalitärem Nationalismus zurück. Das Land steht für ihn in der Hierarchie der Werte keineswegs an erster Stelle. Auch Simon stimmte mit Ehrlich überein, daß eine hierarchische Rekonstruktion des religiösen Judentums unerwünscht sei. Diese Einrichtung könnte nur zu leicht zur totalitaristischen Institution werden, eine Gefahr, von der das Judentum nicht frei sei, obgleich sein Mangel an Dogmen antitotalitär wirke. Simons Ausführungen sind kaum für eine bestimmte Gruppe in Israel repräsentativ (und sollten es wohl auch nicht sein). Sie sind Ausdruck einer religiösen Geisteshaltung, die für einen Teil des liberalen deutschen Judentums typisch war und die heute in der jüdischen Welt in zahlreichen Schattierungen eher in der Diaspora anzutreffen ist denn in Israel.

Nachkonziliare Dokumentation

Ein Hirtenbrief des niederländischen Episkopats

Aus Anlaß des Jahres des Glaubens veröffentlichten die holländischen Bischöfe einen gemeinsamen Fastenhirtenbrief, in dem sie zwar vermeiden, auf einzelne Sachfragen einzugehen, die den noch andauernden Gärungs- und Erneuerungsprozeß innerhalb des holländischen Katholizismus bestimmen, in dem sie aber in sehr eindringlicher Form für die Notwendigkeit von Reform und Experiment um Verständnis werben und die gegenwärtigen Zeichen von Glaubensunsicherheit unter ihren positiven Wirkungen für die Glaubensvertiefung zu würdigen suchen. Das Schreiben wurde vom Episkopat in einer eigenen Broschüre (Actie „Voor God“, Postbus 2, Heemstede) herausgegeben. Wir veröffentlichen hier den Wortlaut des Schreibens, das vom 3. März 1968 datiert, in eigener Übersetzung.

Es gehört in unserer niederländischen Kirchenprovinz zur Tradition, zu Beginn der Fastenzeit mittels eines Fastenhirtenbriefes Kontakt mit Euch zu suchen. In diesem Jahr glaubten wir, in einer eigenen Broschüre etwas ausführlicher auf einige Fragen eingehen zu müssen.

Diese Veröffentlichung soll vor dem Hintergrund der Tatsache gesehen werden, daß wir in einem Gedenkjahr leben, das Papst Paul VI. das „Jahr des Glaubens“ genannt hat. Am 29. Juni 1967 gedachte die Kirche des Martyrertods der Apostel Petrus und Paulus vor neunzehnhundert Jahren. Schon die ersten Christengemeinden hielten das Gedächtnis an diese beiden Apostel zusammen, die im Heilsplan Christi einen so hervorragenden Platz eingenommen haben. Und dies, wie wir meinen, ganz zu Recht. Denn Petrus, das Felsenfundament, war der erste, der die wachsende Gemeinde zu leiten hatte. Paulus, der vom Herrn gerufen war, gab sich selber preis, um alle für Christus zu gewinnen. Seine Worte und Taten sind

ein Zeugnis, das uns noch immer Kraftquelle und Vorbild zu sein vermag.

Als der Herr fragte, für wen die Leute denn den Menschensohn hielten, gaben die Jünger die verschiedensten Antworten. Aber es war Petrus, der das wunderbare Wort sprach: „Du bist der Messias, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Um dieser Antwort willen hat ihn Jesus selig gepriesen (Matth. 16, 16 ff.). Und in der ersten Predigt des heiligen Paulus nach seiner Bekehrung, die in der Apostelgeschichte (9, 20) aufgezeichnet ist, gibt er Zeugnis von Jesus Christus, indem er sagt: „Dieser ist der Sohn Gottes.“

Vielleicht fragt sich der Leser nun, warum man dieser Broschüre nicht einen anderen Titel gegeben hat, die diesem Zeugnis des Glaubens entspricht. Warum hat man zum Beispiel nicht geschrieben: Der glaubende Mensch?

Wir sind der Ansicht, daß die Verwirrung und Unsicherheit im Leben vieler wirklich gläubiger Menschen aufgrund der Veränderungen, die sie auf allen Gebieten und auch im kirchlichen Leben erfahren, eine solch große Rolle spielt, so daß wir uns jetzt vor allem damit beschäftigen wollen.

Verwirrung scheint sich täglich neu aus zwei Grundfakten zu ergeben: erstens nämlich aus den tiefgreifenden Meinungsverschiedenheiten, die über Glaubenslehre und Glaubenspraxis bestehen, und zweitens aus dem schmerzvollen Gefühl der Unsicherheit, weil allzuviel von dem, das bis vor kurzem als selbstverständlich zu gelten schien, nun aufgehoben und aufgegeben ist.

In dieser Situation erwartet man wohl recht verschiedenartige Direktiven von den Bischöfen. So fordern einige rechtsverbindliche Verlautbarungen, die Klarheit schaffen und der Verwirrung und Unsicherheit ein Ende setzen sollten. Andere sind der Ansicht, gerade dies dürfe

keinesfalls geschehen, weil damit ein Entwicklungsprozeß vorzeitig unterbunden würde und weil verbindliche Stellungnahmen, die sich auf ein noch nicht ausgereiftes Grundkonzept stützen, schließlich doch wirkungslos bleiben müßten. Wir möchten hier eigens darauf hinweisen, daß wir uns schon mehrmals geäußert haben. So haben wir 1965 ausdrücklich über die Bußfeiern und das Bußsakrament gesprochen. Im gleichen Jahr haben wir erklärt, daß der Glaube an die reale Gegenwart Christi in der heiligen Eucharistie integraler Bestandteil unseres christlichen Erbes ist.

Wir wissen um die Unruhe, die einige dadurch verursacht haben, daß sie bei ihrer Interpretation von Glaubenswahrheiten die unerläßliche Umsicht und Besonnenheit vermissen ließen. Deshalb haben wir über die Gottheit Christi, über die Jungfräulichkeit Mariens und über das ewige Leben gesprochen. Zudem möchten wir auch noch an unsere Veröffentlichungen über die Ökumenische Bewegung und über die Sonntagsheiligung erinnern.

Anscheinend haben jedoch viele häufigere Verlautbarungen erhofft. Diesen sei gesagt: Wenn wir uns in den vergangenen Jahren weniger geäußert haben, als manchen wünschenswert erschien, so geschah dies nicht deshalb, weil wir fürchteten, gegen eine öffentliche Meinung anzugehen, sondern weil eine freie und offene Diskussion zum Leben der Kirche gehört. Wir möchten Euch deshalb einladen, mit uns die Frage zu überdenken, was Unruhe, Unsicherheit und Verwirrung für die Gemeinschaft der Kirche und für jeden von uns bedeuten können.

Ohne Veränderung kein Leben

So kann denn jeder aus eigener Erfahrung feststellen, daß überall, wo menschliches Leben besteht, auch Veränderung ist. Unser Körper wandelt und erneuert sich ständig. Und unser Geist muß sich durch immer neue Einsichten wandeln können, um nicht zu erstarren. Das Kind geht auf Entdeckungsfahrt und weitet seinen Erfahrungsbereich immer mehr aus. Es lernt die angenehmen wie auch die unangenehmen Seiten der Dinge kennen, wenn es etwa erfährt, daß das, was schön rot glüht, auch heiß sein kann, und daß das, was verführerisch blinkt, auch schmerzhaft zu schneiden vermag. Doch die schmerzvollen Erfahrungen werden das Kind nicht davon abhalten, immer wieder neue Türen zu öffnen — und dies im wörtlichen und im übertragenen Sinn, um zu sehen, was dahinter liegt. So wächst das Kind zur vollen Reife heran.

Und die Erwachsenen, bleiben nicht auch sie dem Entdeckerdrang treu? Wie viele Entdeckungsfahrten waren notwendig, bis es zu den Prospekten der Reisebüros kam, die fremde Erdteile so anziehend machen? Welch großer Ausdauer bedurfte es für jene, die in den Laboratorien nach den chemischen Verbindungen suchten, denen jetzt mancher die Rettung seines Lebens verdankt. Wir bedienen uns in unserem Alltagsleben so vielfältig der Ergebnisse des Forschens und Experimentierens anderer, so daß wir uns dessen kaum bewußt werden. Lediglich aus besonderem Anlaß geben wir dem Gedanken Raum, welch mächtiges Instrument doch der menschliche Geist ist. Das Flugzeug, das die besonders eilige Operation eines Kranken möglich macht, betrachten wir als eine großartige Leistung des menschlichen Verstandes. Der Hubschrauber, der Menschen von einem sinkenden Schiff rettet, wird als Wohltat empfunden; das Penicillin, das Euerem Kind über die Krise hinweghilft, ist Euch wertvoller als Tonnen von Gold.

So wie viele vor uns dem in ihnen lebendigen Drang gefolgt sind, um das zu entdecken, was noch verborgen war, so werden die Menschen auch in und nach unserer Zeit in alle noch nicht erschlossenen Regionen vordringen wollen. Und dies einfach deshalb, weil dieser Drang dem Menschen angeboren ist. Kein reifer Mensch bleibt geistig auf der Höhe, wenn er nicht bereit ist, seine überkommenen Sicherheiten von Zeit zu Zeit einer kritischen Prüfung zu unterziehen. Keine Gesellschaft kann auf ewige Zeiten unverändert fortbestehen. Denn dem menschlichen Geist sind Grenzen gesetzt, und er ist auf ständig neue Entdeckungen angewiesen. Wir haben keine andere Wahl als die zwischen Erneuerung und Erstarrung.

Dies gilt ebenso für das Leben der Kirche. Auch dies ist eine einfache Erfahrungstatsache: Bewegung und Unruhe haben nie gänzlich gefehlt. Und wir möchten darüber hinaus noch sagen: Immer wieder war die Unruhe vonnöten, weil auch Erneuerung nötig war.

Heute ist dies nicht anders. Die Kirche von gestern und heute gibt zu viele Fragen auf, als daß wir die Ruhe der Bewegungslosigkeit als etwas Gutes bezeichnen dürften.

Wenn Euer Haus umgebaut wird, so sitzt Ihr monatelang zwischen Staub und Gerümpel. Doch man nimmt dies in Kauf, weil der Umbau notwendig war.

Nun, wir zögern nicht, es auszusprechen: der Umbau der Kirche ist äußerst notwendig. Dies wird schon allein aus der Tatsache deutlich, daß so viele das Haus der Kirche für unbewohnbar erachtet haben und entweder anderswo eine geistliche Unterkunft gefunden haben oder aber umherwandern und die Freiheit dem alten Haus vorziehen.

Worin hat nun die Kirche versagt? Ist ihre Haltung gegenüber den Entwicklungen, die in der Menschheit vor sich gegangen sind, nicht allzuoft von Mißtrauen und Trägheit bestimmt gewesen? Als Beispiele hierfür führen wir das Entstehen neuer Wissenschaftsdisziplinen, die Forderungen der östlichen Kirchen, die Reformation, den sogenannten „Modernismus“ des vorigen Jahrhunderts, die Bemühungen um die Anerkennung des individuellen Gewissens und um die Demokratisierung der Gesellschaftsordnung, um die Ausbreitung sozialer Wohlfahrt — auch als dies im Kommunismus zum Ausdruck kam — an. Freilich muß sich die Kirche ihren kritischen Blick bewahren und stets bereit sein, die Welt vom Blickpunkt des Evangeliums her zu korrigieren. Doch allzuoft war ihre Haltung von Argwohn beherrscht.

Das in den obengenannten Bemühungen enthaltene Gute wurde von der Kirche entweder überhaupt nicht oder zu spät, oder nur zögernd erkannt. Wir sagen es traurigen Herzens: Zu oft hat sich die Kirche mehr von der Angst vor der Welt als von gläubigem Vertrauen in die Kraft Gottes leiten lassen, die doch gerade in der menschlichen Schwachheit zur Vollendung kommt (2 Kor. 12, 1). Einer der Folgen dieser defensiven Haltung war, daß sich ein großer Teil des Lebens und Denkens der Welt immer mehr außerhalb der Kirche vollzogen hat — sehr zum Nachteil der Botschaft, die die Kirche zu verkünden hatte. Bei all dem haben wir jedoch zu bedenken, daß es wenig nützen würde und auch nicht fair wäre, all dies der kirchlichen Autorität anzulasten. Denn auch die Gemeinschaft der Gläubigen als Ganzes begeht immer wieder Fehler, und es gibt niemanden, der nicht Umkehr und Erneuerung nötig hätte.

Erneuerung ist jedoch ohne Verwirrung und Unsicherheit nicht möglich. Der Vergleich mit dem Umbau, den wir

gerade gebraucht haben, hinkt in doppelter Hinsicht. Einmal wissen sowohl der Architekt als auch der Bauunternehmer, die den Umbau vornehmen, sehr genau, was zu tun ist. Die Kirche mit ihren Gliedern hingegen ahnt lediglich, welche Gestalt der Neubau annehmen sollte. Über vielerlei Fragen herrscht noch Ungewißheit, und wir erkennen höchstens die größeren Umrisse der Erneuerung.

Zweitens wird der Umbau der Kirche niemals vollendet sein. Denn in diesem irdischen Leben gibt es nichts, worüber wir eine letzte und endgültige Aussage machen können. Die Gemeinschaft der Kirche bleibt ebenso wie der einzelne Mensch immerzu in der Entwicklung. Wenn einmal die gegenwärtigen Probleme gelöst sein werden, wird es anderes geben, das der Erneuerung bedarf. So läßt sich denn die Kirche auch eher vergleichen mit einem Zelt als mit einem festgefügt Haus, in dem man sich auf Dauer eingerichtet hat. Das Zelt muß immer wieder abgebrochen und immer wieder neu aufgerichtet werden, sobald wir ein Stück weitergezogen sind. Es bietet nicht mehr als ein provisorisches Obdach.

Doch gerade in diesem provisorischen Charakter aller menschlichen Sicherheiten kann deutlich werden, was Glauben eigentlich bedeutet. Nur wenn wir glauben, werden wir die Verwirrung und Unsicherheit ertragen können. Wir müssen glauben, wie unser Vater Abraham geglaubt hat. Er wurde aus dem Land seiner Vorfahren weggerufen hin zu einem Land, das er nicht kannte. Er hatte nichts, an das er sich klammern konnte, als den Glauben an einen unsichtbaren Gott, der ihn rief. So lernte er, nicht auf Sicherheiten dieser Welt sein Vertrauen zu setzen, sondern auf den Einen, der zu ihm gesprochen hatte.

Glauben heißt daher, sich ungeachtet aller Verwirrung dennoch an Gott zu klammern und darauf zu vertrauen, daß Er mit uns ist, so wie er mit dem Volke Israel war, als es durch die Wüste zog. Unsere eigene Gebrechlichkeit und die der anderen beraubt uns nicht der Möglichkeit zu glauben. Wir erinnern Euch an das Wort des Apostels, wonach denen alles zum Guten gereicht, die Gott lieben (Röm. 8, 28); also auch unsere Ratlosigkeit und Unsicherheit. Und weiter sagt er: „Wer will uns scheiden von der Liebe Christi? . . . weder Tod noch Leben, weder Engel noch Herrschaften, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, noch Mächte, weder Höhe noch Tiefe, noch irgendein anderes Geschöpf vermag uns zu scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn“ (Röm. 8, 35 u. 38—39). Und im gleichen Brief sagt er uns auch, daß wir Menschen nicht einmal wissen, um was wir bitten sollen, wie es sich gehört, sondern daß der Geist am besten für uns eintritt mit Seufzern, die nicht in Worten auszusprechen sind (Röm. 8, 26). Ist dieses Wort nicht zu allen jenen gesprochen, die von sich sagen, daß sie nicht mehr beten, nicht mehr beten können oder keinen Sinn mehr darin zu erkennen vermögen? Ihr wißt alle, daß viele Menschen ebenso denken. Aber „Gott ist größer als unser Herz, und er weiß alles“, heißt es bei Johannes (1 Joh. 3, 20). Er kennt unser Unvermögen, und er ist uns näher, als wir es uns selber sind, und dies nicht als eine Bedrohung, sondern so wie es in der alten Pfingstsequenz heißt, als Licht und Wärme, als Kühle und Erquickung.

Der Geist Jesu ist in uns, aber nicht so, daß wir es uns selbst und vor anderen beweisen könnten und auch nicht als sicherer und ungestörter Besitz. Wie könnte dies auch anders sein? Wir sind stets „auf dem Weg“, und noch sind

wir nicht angelangt. Ebenso wie die Welt liegt auch — nach einem Wort des heiligen Paulus — die Kirche bis zur Stunde in Wehen. Darum wird jeder von uns, der um die heutige Zeit leidet und der nicht mehr mit Sicherheit weiß, was nun wahr ist und was nicht, eingeladen, die Last dieses Leidens auf sich zu nehmen im Vertrauen auf die Verheißung, daß der Geist Jesu Christi mit uns sein wird. Wohl gemerkt, es ist eine Verheißung, kein fester Besitz! Offensichtlich genügt dies jedoch, um hieraus zu leben. Jesus selbst hat in seinem Leben Augenblicke erfahren, in denen er sich von Gott verlassen glaubte (Matth. 27, 46). Es darf uns also nicht verwundern, wenn die Kirche es nicht leichter hat als ihr Herr.

Wie können wir glauben?

Wenn wir auch die biblische Frohbotschaft von Gottes Gegenwart im Glauben verkünden, so können und wollen wir damit natürlich nicht in Abrede stellen, daß infolge der vielen Veränderungen gar mancher im Hinblick auf den Glauben recht kritisch ist. Manche verteidigen leidenschaftlich neue Auffassungen, andere halten mit Gewalt am alten fest, wieder andere erklären, überhaupt nicht mehr glauben zu können, und wieder andere wissen selbst nicht mehr, ob sie noch gläubig sind und was sie noch glauben.

Denen, die in ihrem Glauben tief erschüttert wurden, möchten wir sagen: Das Evangelium stellt den Glauben an Gott nicht als ein sicheres Wissen dar, das sich auf Beweise stützt, sondern als eine Art von Wissen, das durch persönliche Aufrichtigkeit, Hingabe und Liebe ermöglicht wird. Deshalb heißt es im Johannesevangelium, daß wir die Wahrheit tun müssen, um zum Licht zu kommen (Joh. 3, 21). Und das Schauen Gottes wird in der Bergpredigt denen vorbehalten, die reinen Herzens sind (Matth. 5, 8). Das kann nichts anderes heißen, als daß wir nur dann Gott finden und ihm nahe sein können, wenn wir wirklich „mit dem Herzen dabei“ sind, das heißt, wenn der Blick unseres Geistes nicht von Eigensinn und Selbstsucht getrübt ist. In dieser Hinsicht gibt es keinen Unterschied zwischen den Gliedern der Kirche und den sogenannten Ungläubigen. Aus sich selbst sind alle gleicherweise unwürdig, Gott zu erkennen. Die Tatsache, daß sich in der modernen Welt der Gedanke an Gott nicht mehr aufdrängt, hat vielleicht doch den großen Vorteil, daß wir jetzt um so eher zu erkennen vermögen, was glauben eigentlich ist, nämlich, unsere Gewissheiten nicht auf wankende Sicherheiten dieses Lebens zu gründen, sondern das Wagnis auf uns zu nehmen, auf eine Stimme zu hören, die von dem kommt, der größer und mächtiger ist als alles, was wir um uns her sehen. Dieses Loslassen und Sich-Hineingeben fällt einem jeden schwer; aber es befreit auch. Jeder kann auf die Stimme hören — oder sich ihr verschließen. Jedem ist in diesem Leben eine zweifache Möglichkeit gegeben, entweder immer mehr zu erblinden oder immer helllichtiger zu werden.

Denen, die sich trotz der Unruhe und Verwirrung, die wir ins Blickfeld gerückt haben, weniger in ihrer Glaubensgewißheit bedroht fühlen, erklären wir: Laßt keine Zwietracht unter Euch aufkommen, auch wenn Ihr untereinander verschiedener Ansicht seid. Bleibt in Verbindung miteinander und auch mit denen, die von Gott in ihr Amt berufen wurden und einst über ihre Amtsführung Rechenschaft zu geben haben werden. Laßt die Verständigung immer besser werden. Das Pastoralkonzil, das im Januar dieses Jahres viele von uns zusammengebracht hat, dürfen

wir als einen bedeutenden Schritt auf dem richtigen Weg bezeichnen. Dort haben wir aufeinander gehört. Gewiß, es wurde uns klar, daß wir noch besser jeweils die Sprache des andern sprechen lernen müssen. Aber die Bereitschaft, voneinander zu lernen, war vorhanden.

Die Verwirrung darf nicht durch unzulänglich begründete Neuerungen oder unausgereifte Experimente vergrößert werden. Seid auch nicht voreilig in der Verurteilung jener, die ehrlich nach neuen zeitgemäßen Formen suchen, in denen der Glaube sinnvoll gelebt werden kann.

Der Schatz des Glaubens ist kein totes Kapital, das wir unversehrt bewahren können, indem wir es — nicht einmal in einer umgebauten Kirche — vergraben. Mit anderen Worten: der Glaube ist vor allem eine Haltung, die

gehegt werden muß, ein Wagnis, das Mut erfordert; Glaube ist aber auch ein Angebot, das glücklich und frei macht. Es bedeutet ein Wagnis, es hinzunehmen, daß überall, wo Gott seinen Heiligen Geist aussendet, sich eine Neuschöpfung und Erneuerung vollzieht, die uns nottut.

Vor allem gilt, was der heilige Paulus an die Epheser schrieb: „So ermahne ich euch denn . . ., wandelt würdig der Berufung, die an euch ergangen ist, in aller Demut und Sanftmut, in Langmut, einander in Liebe ertragend, eifrig bemüht, die Einheit des Geistes zu bewahren durch das Band des Friedens. Ein Leib und ein Geist, wie ihr auch bei eurer Berufung zu einer Hoffnung berufen worden seid. Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater aller, der da ist über allen und durch alle und in allen“ (Eph. 4, 1—6).

Problembereiche zum Zeitgeschehen

Zu den Studentenunruhen in der Bundesrepublik

Zwar spielten auch in früheren Jahren immer wieder Studenten eine nicht unwesentliche Rolle im innerpolitischen Leben verschiedener Länder, doch scheint die augenblicklich weltweite Erscheinung studentischen Protestes etwas Neues darzustellen. Nähere Untersuchung der Vorgänge in den einzelnen Ländern macht bald deutlich, daß — wohl teilweise in Nachahmung der erfolgreichen Aktionen anderswo — die Methoden studentischen Protestes häufig übereinstimmen, während Ursprung und Ziele der Bewegung recht unterschiedlich sind. Ein antiquiertes Hochschulsystem war der eigentliche Angriffspunkt in Deutschland, Italien, Spanien und England, apolitisches Universitätsleben angesichts der Rassendiskriminierung und des Vietnamkrieges lösten die Unruhen an den amerikanischen Universitäten aus, nationale Probleme standen in Japan und Belgien im Vordergrund, und in Äthiopien gar dreht sich alles um den Minirock. Solange es sich nur um die Studenten in westlichen Ländern handelte, glaubte man vieles mit Übersättigung, Wohlstandslangeweile oder gar kommunistischer Unterwanderung erklären zu können; die Ereignisse von Warschau und Prag geben dem ganzen Phänomen eine neue Seite. „Le Monde“ (8. 3. 68) stellt die Frage, ob es sich um die „Geburt einer sozialen Bewegung, einer studentischen Bewegung“ handle, ähnlich der der organisierten Arbeiterschaft. Die „International Herald Tribune“ (27. 1. 68) glaubt im gesamten Protest *ein* entscheidendes Thema zu sehen: „Die Studenten wollen Verantwortung, Selbstbewußtsein, die Chance, für sich selbst Entscheidungen zu fällen. Was anders, so fragen sie, ist das Ziel der Erziehung?“ „Freiheit“ und „Demokratie“ sind Schlagworte in Ost und West geworden, doch bedeutet dies weder eine Annäherung noch eine Schizophrenie, wie sie in der von vielen Publizisten aufgegriffenen Vereinfachung zum Ausdruck kommt, „die westlichen Studenten strebten östliche Verhältnisse gerade zu dem Zeitpunkt an, da es östlichen Studenten um westliche Lebensmöglichkeiten gehe“. Es ist zwar interessant, daß revolutionäre Studenten in der Bundesrepublik, in Italien und Frankreich Mao sowie marxistische Theoretiker und Praktiker als Idole herausstellen, während man sich in Polen und der ČSSR auf nationale Freiheitskämpfer besinnt, doch

sollte man mit diesem Hinweis und entsprechender Wertung nicht von den Ursachen und Anliegen westlicher Protestaktionen abzulenken versuchen.

Die Vorstufen des Protests

Das, was in der Bundesrepublik nach dem 2. Juni 1967, dem Tod des Studenten Benno Ohnesorg anlässlich des Schah-Besuchs in Westberlin, plötzlich an studentischen Aktionen in großem Umfang in Erscheinung trat, war durchaus schon früher in Gang gekommen. Auch die immer wieder als Vorbild angesehenen Demonstrationen der Studenten der Universität Berkeley/USA ab September 1964 waren nicht der eigentliche Anlaß für westdeutsche Aktivitäten, sondern mehr ein neuer Anstoß — verbunden mit nützlichen Hinweisen auf die Art und Weise, wie man künftig Wünsche und Vorschläge „wirkungsvoller“ durchsetzen könne. Die inzwischen fast vergessene ursprüngliche Kritik der Studentenschaft an der gesamten Hochschulstruktur sowie am Bildungswesen stand schon jahrelang im Vordergrund der Diskussion und fand bereits 1961 in der SDS-Denkschrift „Hochschule in der Demokratie“, in „Anregungen des Wissenschaftsrates zur Gestalt neuer Hochschulen“ und 1962 in einem Gutachten des „Verbandes Deutscher Studentenschaften“ (VDS) seinen Niederschlag. Auch die anerkanntswerten Bestrebungen der Aktionen „1. Juli“ und „Student aufs Land“ gegen den Bildungsnotstand, die übrigens 1965 aus einem Arbeitskreis in der Katholischen Studentengemeinde (KSG) in Freiburg hervorgingen und konkrete Hilfe darstellten, zogen viele Studenten auf die Straßen, fanden jedoch nie das Echo in der Bevölkerung wie die Ausschreitungen der letzten Zeit und wurden außerdem leider vielfach einseitig zur Propaganda gegen die bundesrepublikanische Struktur umgestülpt und von radikalen Forderungen übertönt. Das nun plötzlich offensichtliche Bemühen vieler verantwortlicher Stellen um Reformen im Hochschulbereich gibt nachträglich allerdings vielen recht, die behaupteten, Resolutionen, Vorschläge und Diskussionen führten zu nichts — man müsse sich mit Provokationen und massivem Druck Gehör verschaffen.